

■ PLATTENBAU

Die CD der Woche.
Weitere Texte unter:
nd-online.de/plattenbau

Frisch kaputt und sehnsüchtig

FRANK SCHÄFER

Es gab ein paar Bands, die besetzten im ausgehenden 20. Jahrhundert die musikhistorische Gelenkstelle zwischen Metal und Grunge. Sie sind bis heute leuchtende Exempel dafür, dass es diesen großen unauf löslichen Gegensatz, den die Musikgeschichte nachträglich konstruiert hat, so nie gab, dass alles schön miteinander verbunden war und die Metalheads Grunge ursprünglich gar nicht als Antagonismus, sondern eher als interessante Variation wahrgenommen haben.

Soundgardens »Badmotorfinger« (1991) war so ein Missing Link. Ein monströses, genuin schwermetallisches Krachwerk – und Cornell schrie sich die Seele aus dem Leib, spielte die Rolle des Rockshouters mit Elefantiasis an Kehlkopf und Unterleib so kongenial, das man ihm gleich einen vorderen Platz im Traditionfeld zuwies. Erst »Superunknown« ging einen Schritt zurück, beerbte den ursprünglichen altvorderen Hardrock, der sich von Garage, Folk und Blues Rock noch nicht wirklich trennscharf unterscheiden ließ. Im Grunde war Grunge ein Akt von »Retromanie«, der aktuellen gar nicht so unähnlich.

Bei Dinosaur Jr. musste man schon eine stärkere Röntgenbrille aufsitzen haben, um den harten Kern zu erkennen, der in diesen grundverschuselten Weicheiern steckte. Leadgitarrist und -sänger J Mascis und Lou Barlow am Bass und Backgroundgesang waren zwar erklärte Black-Sabbath-Fans und konnten auch Speed Metal einiges abgewinnen – aber Mascis' schrullig-hippiesker, verträumter, manche sagen auch larmoyanter Obernasengesang, dem er sich seit Jahrzehnten auch optisch immer mehr anzunähern versucht mit seiner Altkommunarden-Knuddeloptik? Der wartete den Sound dieses genuinen Krachmatentrios, sodass Metalheads gern auf die falsche Fährt geschickt wurden.

Uns hingegen konnte er nie etwas vormachen. Und so waren wir wirklich froh, als die vormaligen Streithähne Barlow und Mascis wieder an einem Strang zogen Mitte der nuller Jahre, weil sie doch nicht ohne einander auskamen, oder jedenfalls allein nie so gut waren, und wieder Platten aufnahmen, denen man die Hardrock-Matrix jederzeit anhört. Auf »Beyond« (2007), »Farm« (2009), »I Bet On Sky« (2012) »Give A Glimpse Of What Yer Not« (2016) hört man Mascis-Werkstücke und ein paar Alibisongs von Barlow in dem einzig wahren Aggregatzustand. Der Riff-Sisyphos rollt unermüdlich seine massigen Akkord-Trümmer die ziemlich steilen Songs hinan, und zwischendurch hat er auch immer noch Muße für diese typisch ungestümen und trotzdem merkwürdig in sich gekehrten, um sich selbst kreisenden Solo-Tänze. Die wirken zwar mit ihrem brutzelnden Distortion-Sound ein wenig noisy, aber ihrer melodischen Struktur nach sind es ganz konservative Metal-Melodie-gniedeleien. Barlow und Drummer Murph halten ihm dabei souverän, aber auch nicht devot den Rücken frei. Dieser rustikale, kalkuliert ungeschliffene, 100 Prozent analoge Schimmelkellersound liefert genau das nötige Pfund an Profanität, das Mascis' elevertierte Gesangsbögen zur Erdung benötigen.

Auf »Sweep It Into Space« ist nun wirklich alles wie gehabt, und es ist vielleicht nicht so schlecht, dass die Abstände zwischen den einzelnen Alben größer werden. So freut man sich, die drei mal wieder zu hören – frisch kaputt und mit diesem sehnsüchtigen Melodieanteil im Krach, der diese Band so unwiderstehlich macht – und kommt gar nicht auf die Idee, die aktuellen Songs mit denen des Vorgängeralbums zu vergleichen.

Barlow darf mit zwei zurückgenommene Pieces das Konzept leicht variieren, das sichert noch eine Weile den kreativen Waffenstillstand, den die beiden geschlossen haben. Alle drei Jahre ein Album auf diesem Niveau, und diese verdammte Erdschrunde ist bestimmt keine schlechtere.

Dinosaur Jr.: »Sweep It Into Space« (Jagjaguwar/Cargo)

Jenseits von Mutter, Vater, Kind

In den Hamburger Deichtorhallen ist eine fotografische Bestandsaufnahme des Familienbildes zu sehen

FRANK SCHIRREMEISTER

Es dürfte historisch betrachtet kaum eine Periode gegeben haben, in der sich das Bild der Institution Familie in so kurzer Zeit so radikal gewandelt hat wie in der Gegenwart. In der Geschichte war der Familienverband stets etwas Ehernes; er bedeutete Halt und Absicherung, manchmal auch Fluch und Bedrängnis. Nur entweichen konnte ihm das Individuum kaum, auch weil Familie allzu oft eine Notgemeinschaft war, deren Zusammenhalt in wirtschaftlich oder politisch schwierigen Zeiten – also eigentlich meistens – überlebenswichtig war. Erst der moderne Kapitalismus mit seinen ungeheuren Wohlstandszuwächsen (deren zerstörerische Seite hier mal unbeachtet bleiben soll) und Individualisierungsprozessen hat es ermöglicht – oder zu verschulden, je nach Sichtweise –, dass sich traditionelle Bindungen zunehmend auflösen und die Familie als Keimzelle der Gesellschaft an Bedeutung verliert.

Ein Verdienst der Ausstellung ist es, den westlich geprägten Horizont erheblich zu erweitern und eine globale Perspektive einzunehmen.

Die heteronormative Kleinfamilie ist längst nicht mehr das Maß der Dinge, die Lebensstile und -entwürfe sind heute verwirrend vielfältig. Die identitätspolitischen Debatten der letzten Jahrzehnte haben ihr Übriges dazu beigetragen, dass der Familienbegriff heute dramatisch erweitert ist. Zwar haben wir alle nach wie vor Familie, bedeutet diese für uns Geborgenheit, unbedingte Liebe, Verantwortung oder auch große Belastung – aber wie man Familie für sich definiert, wo die eine anfängt, die andere aufhört, wird permanent neu ausgehandelt und ist zunehmend eine Frage der persönlichen Definition. Der Begriff Patchwork hat sich lange etabliert, hinzu kommen heute die Regenbogenfamilien aus der LGBTQ-Ecke, unterstützt durch die neue Möglichkeit der Ehe für alle und den medizinischen Fortschritt auf dem Feld der künstlichen Befruchtung. Freundschaften ersetzen gerade in den großen Städten gar nicht so selten die Familie. Auch Bindungswilligkeit oder die stark steigende Zahl der Alleinlebenden sind letztlich eine Kehrseite des traditionellen Familienbildes.

Das alles findet seinen Niederschlag selbstverständlich in der Kunst und der Fotografie. Familie in ihren verschiedensten Konstellationen zu porträtieren, dürfte die mit Abstand häufigste Übung der angewandten Fotografie sein, in ihrer Anfangszeit war dies ihr genuiner Daseinszweck. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts gehörte das Familienporträt zur kulturellen Grundausstattung des Bürgertums. Seit die Fotografie zur Kunstform avancierte, wird dieses Sujet der bildenden Kunst auch durch die lichtbildnerische Auseinandersetzung mit der Familie erweitert.

Die Hamburger Deichtorhallen mit ihrem Kurator Ingo Taubhorn versuchen nun in der Ausstellung »Family Affairs« eine Bestandsaufnahme des Familienbildes in der zeitgenössischen Fotografie. Der Zeitpunkt ist (unabsichtlich) geschickt gewählt, denn durch die globale Pandemie hat sich der Diskurs verändert und Familie gewinnt plötzlich neu an Bedeutung, was dem oben erwähnten notwendigen Zusammenhalt in schwierigen Zeiten entspräche. Begleitet von einem voluminösen Katalog entwerfen 23 Fotografinnen



»Väter und Söhne«: Grégoire Korganow zeigt, wie gerade die Stellung des Familienvaters sich gewandelt hat.

nen und Fotografen ihr ganz eigenes Bild von Familie und deren Angelegenheiten.

Ein Verdienst der Ausstellung ist es, den eigenen westlich geprägten Horizont erheblich zu erweitern und eine globale Perspektive einzunehmen. Das macht die Ausstellung zum Teil zu einer regelrecht ethnografischen Studie und stellt gleichzeitig die Frage nach den sozialen Bedingungen von Familie in anderen Teilen der Welt.

So reiste der amerikanische Fotograf Neil DaCosta nach Äthiopien in den Omo-Nationalpark, um klassische Familienporträts der Indigenen zu inszenieren. Der Titel der Serie »Last Family Portrait« verweist auf den Druck, unter dem die Lebensweise der indigenen Stämme durch Landraub, Vertreibung und Ressourcenverknappung steht.

Nora Bibels Serie »Family Comes First« porträtiert ebenfalls Großfamilien, im indischen Bangalore. Die deutsche Fotografin komponiert ihre Motive sorgfältig, sodass ihre Porträts Familienaufstellungen gleichen, mitsamt der für den außenstehenden Betrachter unergründlichen Hierarchie innerhalb des Familienverbands. Dass sie die Bilder in den Wohnräumen der jeweiligen Familien inszeniert, erlaubt gleichzeitig einen Einblick in die Wohnräume der indischen Mittelschicht.

Erwähnt sei ebenfalls Eric Gyamfis Projekt »Just Like Us«, in dem er die queere Community in seiner Heimat Ghana zeigt. Seine alltäglich wirkenden Bilder aus der Szene erin-

nen an die Insider-Beobachtungen Nan Goldins aus den 80ern und gewinnen ihre Brisanz erst durch das Wissen darum, dass queeres Leben in vielen afrikanischen Ländern nach wie vor verfolgt wird.

Das Konstrukt Familie ist nicht nur zum Gegenstand emanzipatorischer Diskurse geworden, sondern auch innerhalb der »klassischen« Familie vollziehen sich Umbrüche und werden Rollenmuster neu verhandelt. Augenscheinlich ist das in der sich verändernden Stellung der Väter, die immer seltener alleinige Ernährer der Familie sind und nicht mehr dem tradierten Bild des autoritären Erzeugers entsprechen wollen. In der (Kunst-)Geschichte der Bilder findet sich das Sujet der innigen und liebevollen Fürsorge des Vaters selten, wie der Leser im Katalog angesichts von Grégoire Korganows Arbeit »Väter und Söhne« erfährt. Vielleicht berühren die nackt vor neutralem Hintergrund aufgenommenen Porträts deshalb den Betrachter so sehr. In symbolhaften Posen zeigen die Vater-Sohn-Paare unterschiedlichsten Alters vertraute Gesten und innige Nähe, etwas, das bisher vornehmlich den Müttern vorbehalten war.

Die Ostkreuz-Fotografin Linn Schröder wiederum inszeniert ihre Familiengeschichte als Endlosfilm mit einem Anfang – der Geburt ihrer Zwillinge – und offenem Ende. Ihre schwarz-weißen Bilder erzählen unterschiedliche Episoden aus dem Familienalltag mit einem ebenso poetischen wie

geheimnisvollen Unterton. Dabei weisen sie weit über das persönliche Erleben hinaus und erlangen in ihrer Gesamtheit – ihr Künstlerbuch »Ich denke auch Familienbilder« ist begleitend zur Ausstellung erschienen – universelle Gültigkeit.

»Family Affairs« bietet zahlreiche Anknüpfungspunkte für einen avancierten Diskurs, und es gäbe noch viele andere Arbeiten, die es wert wären, genannt zu werden: etwa Elinor Caruccis schonungslose Selbstbeobachtung als alternde Frau in der Menopause oder Gustavo Germanos Serie »Ausencias« (Abwesenheiten), in welcher der argentinische Fotograf die schmerzhaften Leerstellen untersucht, die die während der Militärdiktatur Verschwundenen in ihren Familien hinterließen.

Das Verdienst der Ausstellung ist es, verschiedenste Herangehensweisen, von privaten, intimen Momenten bis zu dezidiert politischen Aussagen, zu einem Maßstäbe setzenden Überblick über das Familienbild in der Gegenwartsfotografie zusammengesetzt zu haben – und es ist tragisch, dass durch Corona die Laufzeit der Ausstellung arg verkürzt ist.

»Family Affairs. Familie in der aktuellen Fotografie« in den Deichtorhallen Hamburg bis 4. Juli; Begleitbuch zur Ausstellung: Family Affairs. Kehrer, 304 S., geb., 49,90 €; Linn Schröder: Ich denke auch Familienbilder. Hartmann books, 116 S., geb., 45 €.

■ NETZWOCH

Weitere Beiträge dieser Rubrik finden Sie unter:
dasnd.de/netzwoche

Rechte kapern linken GEZ-Verweigerer

#FreeGeorgThiel auf Twitter

KATHARINA SCHWIRKUS

Der Name Georg Thiel dürfte Ihnen nicht unbedingt etwas sagen. Es geht nicht um den gleichnamigen Bundeswahlleiter, sondern um einen EDV-Zeichner, der seit drei Monaten wegen einer Zahlungsaufforderung des WDR in Haft ist. Der Grund: Seit Jahren weigert sich Thiel, seine Gebühren für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk zu zahlen.

Einige AfD-Politiker*innen arbeiten gerade auf Hochtouren daran, dass die ganze Republik vom tragischen Fall des Georg Thiel erfährt. So twitterte die AfD-Abgeordnete Joana Cotar am Donnerstagmorgen: »Du

lebst in Deutschland, wenn die Verweigerung Rosamunde Pilcher oder Kai Pflaume zu finanzieren, ein Verbrechen darstellt.« Darunter setzte sie den Hashtag #FreeGeorgThiel, den rechtsgesinnte Menschen für sich gekapert haben. Sie wettern darunter gegen die böse, staatlich absolut kontrollierte Medienlandschaft Deutschlands. Cotar hat sich gut überlegt, welche Programme sie kritisiert. Bei einem Stammtisch, in einem Bierzelt würde sie diese Beispiele eher nicht nennen. Aber auf Twitter sind überwiegend unter 50-Jährige und gebildete Menschen unterwegs. Dementsprechend erfolgreich war ihre Botschaft: Binnen Stunden wurde sie mehrere Hundert Mal mit dem Gefällt-mir-Herzchen versehen und weiterverbreitet.

Dabei ist Georg Thiel selbst nicht rechts gesinnt. Er finde es unfair, dass er genauso viel für das Angebot von ARD, ZDF und Deutschlandradio zahlen müsse wie jemand, der 28 Mal mehr verdient. Das sagte er einem »Bild«-Reporter in einem Interview, der ihn vor knapp einem Monat in der Justizvollzugsanstalt Münster besuchte. Früher habe er die Piratenpartei gewählt,

und er definiere sich selbst als links, so der EDV-Zeichner weiter.

Thiel bekommt auf Twitter nicht wegen dieses Interviews viel Aufmerksamkeit, sondern weil ein Anrufer in der WDR-Sendung »Domian Live« mit dem Moderator Jürgen Domian über den Fall sprechen wollte. Der Anrufer gab sich als »Tobias« aus, wobei in der Sendung grundsätzlich nur die Vornamen der Anrufer*innen genannt werden. Oftmals tragen diese ihre Anliegen anonymisiert vor, weil es um familiäre Angelegenheiten geht. Ein Mitschnitt der Sendung wurde am Dienstagabend von einem Twitter-Nutzer veröffentlicht, der sich »Liberal Mut« nennt und alle paar Stunden, manchmal sogar im Minutentakt konservative Inhalte teilt. Das Video wurde mehr als 500 Mal weiterverbreitet und mehr als 80 000 Mal angesehen.

»Bild« berichtete online in der Nacht zu Donnerstag über den Vorfall in der WDR-Sendung. In dem Artikel ist das Video durch einen Tweet von Andreas Hallaschka eingebettet. Der 59-Jährige schrieb früher für den »Stern« und ist ein Star der rechten Twitter-Blase. So werden seine Tweets gerne von

Personen oder Accounts geteilt, die ansonsten extrem rechte Inhalte verbreiten. Hallaschka kritisierte in seinem Tweet, dass der WDR-Moderator Domian nicht mit dem Anrufer über Thiel sprechen wollte. Als Grund gab Domian an, wie in der Videosequenz zu sehen ist, dass der Anrufer in der Warteschleife ein anderes Thema genannt habe.

Man kann sich darüber streiten, ob der Telefonseelsorger Domian die richtige Entscheidung traf, nicht mit dem Anrufer »Tobias« zu reden. Zumal sein Sender für die Inhaftierung verantwortlich ist. Die Instrumentalisierung von Thiel auf Twitter zeigt aber, wie schwierig es ist, über die eigentliche Sache zu sprechen, wenn sich einmal rechts gesinnte Scharfmacher und Trolle einmischen. Natürlich sollte man in Frage stellen, ob es gerecht ist, dass jemand mit niedrigem Einkommen genauso viel Gebühren für die öffentlich-rechtlichen Sender zahlen muss, wie jemand, der*die ein hohes Einkommen hat. Wer jedoch, wie Rechte, von Gesprächsbeginn an den Zweck von öffentlich-rechtlichen Sendern per se infrage stellt, führt diese Debatte ad absurdum.